

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 90 (2019)
Heft: 6: Digitalisierung : Chancen und Herausforderungen

Artikel: Die Digitalisierung bietet für das Gesundheitswesen Chancen - birgt aber auch Risiken : der Mensch ist mehr als eine Ansammlung von Daten
Autor: Tresp, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-886010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Digitalisierung bietet für das Gesundheitswesen Chancen – birgt aber auch Risiken

Der Mensch ist mehr als eine Ansammlung von Daten

Die Schweiz hinkt in der Umsetzung von eHealth, dem Einsatz von IT-Technologie im Gesundheitswesen, hinterher. Das hat verschiedene Gründe. In den Pflegeheimen fürchtet man nicht nur um die Datensicherheit, sondern oft auch um die menschliche Zuwendung

Von Urs Tremp

Ist die Digitalisierung in den Heimen und Institutionen der Schweiz angekommen?

Die Antwort ist eindeutig: Ja und nein.

Einerseits ist heute ganz selbstverständlich – und wir sind es uns kaum bewusst –, dass Datenverwaltung und Logistik, Telefonie, Radio und Fernsehen, die Backofen und Kochherde in den Heimen und Institutionen mit IT-Technologie funktionieren und wir alle unser kleines, mobiles Verwaltungs- und Kommunikationscenter als Smartphone mit uns herumtragen.

Andererseits ist die Idee einer vollumfänglichen elektronischen Vernetzung von relevanten Daten zur Betreuung und Pflege von Heimbewohnerinnen und Heimbewohnern trotz einer inzwischen mehr als zehnjährigen Vorbereitungs- und Aufbauzeit noch immer nicht

richtig in der Wirklichkeit angekommen. Was als eHealth (Einsatz der Informations- und Kommunikationstechnologien im Gesundheitsbereich) die Pflege und Gesundheitsinstitutionen auf gänzlich neue Beine stellen soll, schien lange nicht richtig ins Laufen zu kommen – aus Desinteresse, wegen mangelnder Kenntnisse oder aus Angst vor dem Mehraufwand.

Es gibt zwar seit 2007 eine «Strategie eHealth Schweiz» – inzwischen abgelöst von der «Strategie eHealth Schweiz 2.0» –, die

zu einer effizienten, koordinierten, interprofessionellen und qualitativ hochstehenden Gesundheitsversorgung führen soll. Aber um dieses ehrgeizige Ziel zu erreichen – das weiss man auch bei der eigens geschaffenen «ehealthsuisse», der Kompetenz- und Koordinationsstelle von Bund und Kantonen – ist man «auf die Mitwirkung der relevanten Akteure angewiesen». Will heissen: Wenn relevante Akteure weiterhin nicht recht mitmachen wollen oder können, droht die Umsetzung noch einmal um Jahre hinausgeschoben zu werden.

Bundesrätlicher Appell

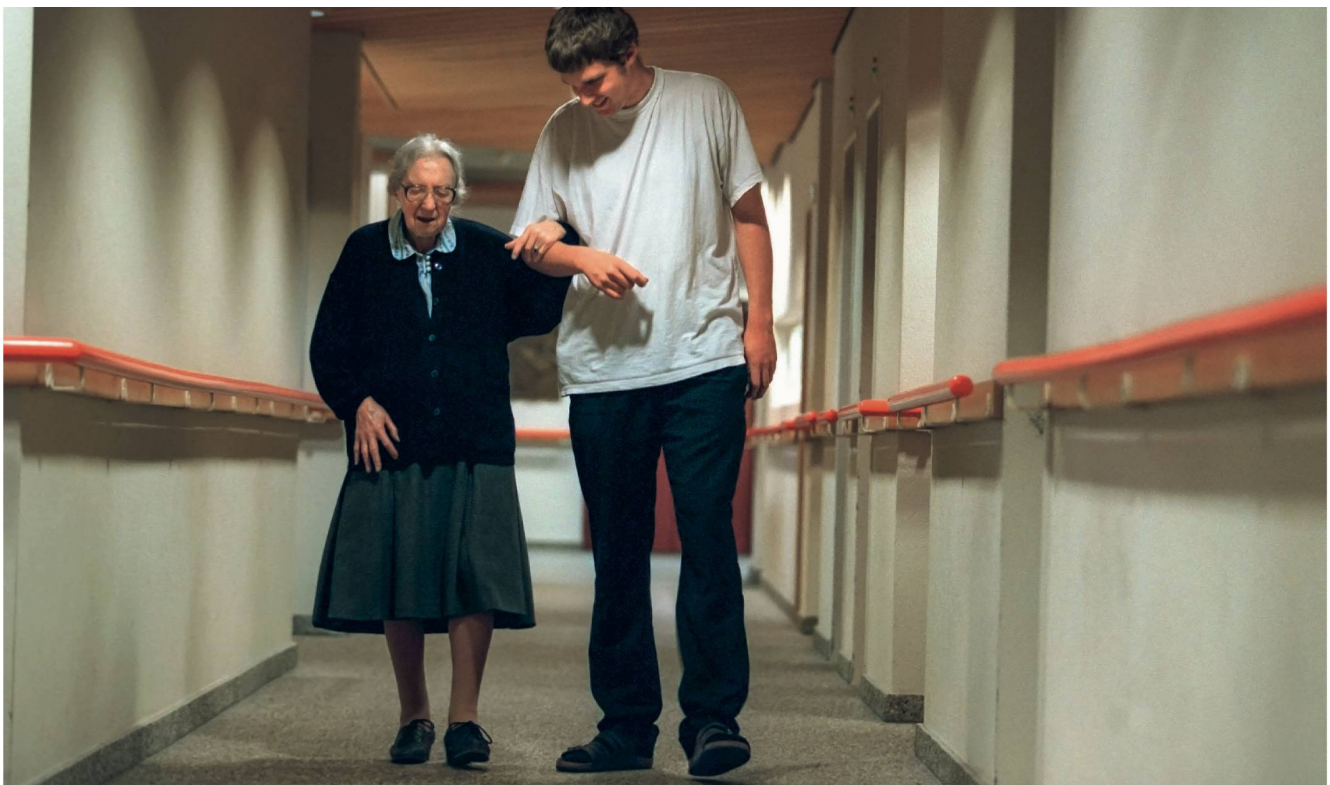
Bundesrat und Gesundheitsminister Alain Berset appellierte denn auch im Januar an der «Konferenz Gesundheit 2010» an alle Beteiligten, vorwärtzumachen. Aufgeschreckt von einer Studie der deutschen Bertelsmann Stiftung, die festhält, dass die Schweiz «den Anschluss an andere digitalisierte Länder noch nicht gefunden hat», forderte Berset die Branche endlich zum Handeln auf: «Die technischen und politischen Voraussetzungen in der Schweiz sind grundsätzlich gut für die digitale Transformation.»

Das mag stimmen. Aber die Zustimmung zur geplanten elektronischen Vernetzung und zum Datenaustausch ist tatsächlich bis heute nicht bei allen Akteuren gleich ausgeprägt. Gerade in den Alters- und Pflegeheimen gibt

es wenn auch nicht offenen Widerstand, so doch kritische Fragen: Man hat

- ethische Bedenken: Wird der Mensch auf eine Ansammlung von Daten reduziert?
- datenschützerische Skepsis: Wie sicher sind die Daten geschützt vor unbefugtem Zugriff?
- Zweifel am Nutzen: Stehen Aufwand und Nutzen in einem vernünftigen Verhältnis?

Die Zustimmung zur elektronischen Vernetzung ist sehr unterschiedlich ausgeprägt.



Bewohnerin, Betreuer im Pflegeheim: Den Beruf auch gewählt, weil menschliche Anteilnahme wichtig ist. Foto: Martin Rüetschi/Keystone

- **Angst vor der Technik:** Haben wir das Know-how, um die IT-Technik richtig und zum Nutzen des Personals und der Bewohnerinnen und Bewohner anzuwenden?

Curaviva hat mit einer Umfrage in Alters- und Pflegeheimen zwar schon vor drei Jahren bei einer Mehrheit der Heime ein grundsätzliches Interesse an eHealth festgestellt. Aber doch ein Anteil von mehr als 20 Prozent der Heime zeigte sich wenig oder überhaupt nicht interessiert.

Zweifel auch bei den Hausärzten

Skepsis gegen die Digitalisierung haben immer wieder auch die Hausärzte angemeldet. Sie wollen sich der neuen Technologie zwar nicht grundsätzlich verschliessen, und elektronische Datenverwaltung und Therapieunterstützung seien schon heute Standard in den Praxen. Aber noch seien Fragen nicht gelöst, und «digitale Angebote werden aufgrund fehlender Anreize und fehlender einheitlicher Standards für die integrative Datennutzung häufig noch nicht in der Praxis integriert». Grundsätzliche Bedenken haben die Hausärzte gegenüber den sogenannten mHealth-Anwendungen, das sind Online-Gesundheitsdienste mit Apps oder auf Internetseiten, die Patientinnen und Patienten beim Umgang mit einer Erkrankung Hilfestellungen anbieten – und unnötige Arztkonsultationen vermeiden und damit zur Kostensenkung im Gesundheitswesen beitragen sollen. «Für Patientinnen und Patienten, aber auch für Ärztinnen und Ärzte oder für andere Gesundheitsfachpersonen ist es schwierig zu erkennen, welche Gesundheits-Apps und mHealth-Anwendungen die notwendigen Anforderungen erfüllen und in welchen Situationen und mit welchem Zweck sie angewendet oder empfohlen werden können», schreibt etwa die FMH, die Vereinigung der Schweizer Ärztinnen und Ärzte. Wenn mHealth tatsächlich zu einem

ernst zu nehmenden Player in der Gesundheitsversorgung werden sollte, werde man «Informationsmittel und Unterlagen zur Verfügung stellen, die aufzeigen, welche eHealth-Anwendungen im Praxisalltag sinnvoll, sicher und nutzbringend eingesetzt werden können bzw. welche sich für Patientinnen und Patienten eignen».

In den Spitälern ist die Zustimmung zur eHealth-Strategie des Bundes am höchsten. Das verwundert nicht: Spitäler sind Grossbetriebe mit einem breiten Angebot, mit einer grossen Zahl an medizinischem und pflegerischem Personal, mit einer dauernd wechselnden Kundschaft (Patientinnen und Patienten) und vielen Aussenkontakten zu Hausärzten, Pflegeheimen, ambulanten Pflegeorganisationen. Wo aber viele Dienstleistungen koordiniert und miteinander verknüpft werden müssen, ist die Gefahr von Ineffizienz, Doppelspurigkeiten, Informationspannen und Leerläufen besonders gross – und diese Doppelspurigkeiten und Leerläufe können entsprechend teuer zu stehen kommen. Da aber gerade die Spitäler stark unter einem wirtschaftlichen Druck stehen, wird verständlich, dass man grosse Erwartungen an die eHealth-Strategie des Bundes und seine Umsetzung hat.

Spitäler haben als Grossbetriebe ein Interesse an effizienten Betriebsabläufen.

Nicht zu Lasten der Pflege

Grundsätzlich sind zwar auch Pflegeheime daran interessiert, Routine-, Verwaltungs- und Planungsarbeiten so effizient und kostengünstig wie möglich zu gestalten. Aber wo man fürchtet, dass die Datenverarbeitung zu Lasten der Pflege geht oder dass man sich mangels eigener Kompetenz einer IT-Firma ausliefert, steigt die Skepsis. Viele der Heime sind zudem von einer überblickbaren Grösse. «Unser Betrieb ist zu klein, der Umstellungsaufwand zu hoch», war eine der Antworten, die in der Curaviva-Umfrage immer wieder vorkam.

>>

Dass just in Gesundheits- und Sozialberufen mehr Widerstände gegen die Digitalisierung auszumachen sind, dürfte tatsächlich auch damit zu tun haben, dass die meisten Branchen-Beschäftigten ihren Beruf auch darum gewählt haben, weil ihnen menschliche Kontakte, ein menschliches Klima, menschliche Anteilnahme wichtig sind. Lebendige Menschen aber sind mehr als die Ansammlung ihrer Lebens-, Gesundheits- und Sozialdaten.

Zweifel am «mündigen Patienten»

Gerade der Reduktion auf Daten und einer Entmündigung der Patienten will freilich das elektronische Patientendossier (EPD) entgegenwirken, das die Spitäler ab dem nächsten Jahr, die Pflegeheime ab 2022 anbieten müssen (freiberuflichen Ärzten ist es freigestellt). Es soll die Gesundheitskompetenz stärken und den Patientinnen und Patienten die Verfügungsgewalt über ihre Gesundheitsdaten anvertrauen – «Patienten-Empowerment», wie es auf Neudeutsch heisst: Zugang zu den eigenen Daten, bessere Verlaufskontrolle, Beteiligung an der Ausarbeitung des Inhalts und an der Entscheidungsfindung, Verantwortung für die Bewahrung des Gesundheitskapitals. Das EPD ist

Wird in der Praxis erfüllt, was man sich vom elektronischen Patientendossier erhofft?

ein virtuelles (elektronisches) Dossier, das behandlungsrelevante Patientendokumente enthält (z.B. Impfbüchlein, Röntgenbilder, Angaben zu früheren Operationen, Medikamentenliste etc.). Hausärzte, Spitalärzte, Spitexmitarbeitende, Pflege-

rinnen und Pfleger im Heim können Dokumente hochladen oder abrufen – aber nur, wenn es ihnen erlaubt wird. Jede Bewohnerin und jeder Bewohner in der Schweiz besitzt schliesslich – einst für 2015 geplant, jetzt zum Fernziel geworden – ein solches EPD. Wichtig: Nur der Patient oder die Patientin hat die Verantwortung und Entscheidungsgewalt, wer wann Zugriff auf die Daten hat. Aus Datenschutzgründen müssen sich zudem alle Gesundheitsfachpersonen, die zugriffsberechtigt sein wollen, eine digitale Identität ausstellen lassen.

Das EPD für alle ist noch ein Fernziel

Gesundheitsminister Alain Berset, ist überzeugt, «dass die Abläufe in der Gesundheitsversorgung mit dem elektronischen Patientendossier einfacher und effizienter werden». Er weiss allerdings auch, dass es noch Zeit brauchen wird: «Wir sind langsam unterwegs, und der Weg zum funktionierenden, allumfassenden elektronischen Dossier ist noch weit.»

Sehr weit, möglicherweise. Und vielleicht wird das EPD schliesslich nicht das bringen, was die eHealth-Promotoren sich davon erhoffen. Denn was in der Theorie einleuchtend klingt und den Patienten zum mündigen Gegenüber von Gesundheitsfachleuten machen soll, könnte in der Praxis einige Tücken haben. Eine Patientin oder ein Patient soll zwar alle «behandlungsrelevanten» Angaben in seinem Dossier sammeln. Aber macht er oder sie das auch wirklich? Und überhaupt: Wie kann man entscheiden, wann was «behandlungsrelevant» ist? Ist man mit seinem Latein nicht irgendwann am Ende, wenn man ebenso wie der Arzt Symptome und seine körperli-

Führen mit Zahlen

AbaProject – Software für Soziale Institutionen



- Gestaltbarer Bewohnerstamm
- Pflegetarife mit Ansätzen gemäss Einstufung BESA, RAI
- Erfassung von Pflegeleistungen, Spesen, Absenzen auch über Smartphones und Tablets
- Barcode-Scanning für Pflegeleistungen, Material- und Medikamentenbezüge
- Mehrstufige Gruppierung der Kostenarten, Kostenstellen und Kostenträger nach KVG, BSV und kantonalen Anforderungen
- Somed-Statistik
- Schnittstelle zu Pflegedokumentation
- Nahtlose Integration in Lohnbuchhaltung, PPS, Materialwirtschaft, Fakturierung
- Mobile Datenerfassung auf iPad

www.abacus.ch

ABACARE
by Abacus

HEBT SICH AB.

In Robustheit und Lebensdauer.



Unerreicht in der Qualität, extrem vielfältig in den Waschprogrammen. Eine Schulthess-Maschine bringt dank professionellem wetClean-Waschverfahren problemlos alle Textilien hygienisch sauber – von Feuerwehruniformen über Lederwaren bis zu Anzügen und Kaschmirpullovern. Mehr Infos: schulthess.ch/professional

Swissmade

 **SCHULTHESS**

Eine aktuelle Umfrage von Curaviva Schweiz zum Stand der Digitalisierung in Heimen und Institutionen

Die Digitalisierung hat inzwischen nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche erreicht. Digitalisierung umfasst den gesamten Wandlungsprozess eines Systems von analog zu digital. Das ist auch bei Institutionen aus dem Gesundheits- und Sozialwesen nicht anders. Für die Institutionen stellen sich auf diversen Ebenen Fragen, angefangen bei der Anschaffung von Hard- und Software bis hin zu den internen Prozessen, den (digitalen) Kompetenzen von Mitarbeitenden und Klientinnen und Klienten sowie ihrer Einstellung gegenüber digitalen Technologien.

Doch wo stehen die Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf in Bezug auf den Prozess der digitalen Transformation? Wo brauchen sie Unterstützung auf dem langen Weg der digitalen Transformation? Um dies herauszufinden, lanciert Curaviva Schweiz eine schweizweite Umfrage bei den Institutionen aus den Bereichen Alter, Behinderung und Kinder und Jugendliche. Dabei geht es darum, einerseits den aktuellen Stand der Branche in Bezug auf den Einsatz digitaler Technologien abzuholen, andererseits Fragen rund um die Einstellung gegenüber neuer Technologien und die erforderlichen unterstützenden Massnahmen und Rahmenfaktoren zu klären. Die Umfrage wird von der Universität Zürich und in enger Zusammenarbeit mit Fachexpertinnen und -experten aus den drei Fachrichtungen sowie aus dem Bildungsbereich realisiert. Sie startet im August/September 2019 und richtet sich an die Institutionsleitungen.

Die Ergebnisse dienen Curaviva Schweiz und den Kantonalverbänden, aber auch der Forschung und Technikentwicklung

als Grundlage, um weitergehende Untersuchungen zu konzipieren sowie konkrete bedürfnisgerechte Lösungen und unterstützende Massnahmen zu entwickeln, die wiederum den Institutionen und ihren Klientinnen und Klienten zugute kommen werden.

In thematischer Hinsicht ergänzt das aktuelle Vorhaben einerseits die jährliche Umfrage im Rahmen des eHealth-Barometers, andererseits eine von Insos Schweiz mitgetragene Umfrage des HR-Panels New Work der Fachhochschule St. Gallen zu «Digital Human Transformation»: Während der Swiss eHealth-Barometer den gesundheitsbezogenen Informationsaustausch der Pflegeinstitutionen im Blick hat, fokussiert Insos Schweiz auf die digitalen Kompetenzen sowie Haltungen und Erwartungen im Zusammenhang mit der Digitalisierung seitens der Behinderteninstitutionen. Curaviva Schweiz zielt mit der Umfrage auf eine Komplementierung dieser bestehenden Wissensbestände und versucht, die Klammer über die drei Bereiche Alter, Behinderung und Kinder und Jugendliche zu machen.

CURAVIVA Schweiz

Kontakt und Projektleitung: Patricia Jungo (Koordination Forschungskoperationen) p.jungo@curaviva.ch;
Anna Jörger (Fachbereich Menschen im Alter) a.joerger@curaviva.ch

Die Ergebnisse der aktuellen Umfrage des Swiss-eHealth-Barometers finden Sie auf www.gfs.bern

che oder mentale Verfassung deuten soll? Was, wenn Krankenkassen mit Boni locken, wenn man ihnen das EPD zur Verfügung stellt? Und wie kann ein Spital im Notfall und mit der Berechtigung, auf das EPD zugreifen zu dürfen, die Garantie haben, dass dieses tatsächlich vollständig ist und alle «behandlungsrelevanten» Angaben enthält? «Lückenhafte Dossiers sind gefährlich, weil sie die Behandelnden in falscher Sicherheit wiegen», sagte in einem Interview mit der «Neuen Zürcher Zeitung» der Generalsekretär des Apothekerverbands Pharmasuisse, Marcel Mesnil, zu den Tücken des EPD.

Hat eine nächste Generation weniger Berührungsängste?

Wird da der Teufel an die Wand gemalt? Haben nicht die Banken mit dem eBanking vorgemacht, wie individuelle Daten sicher abgelegt und geschützt werden können? Und welche Relevanz haben Einwände gegen das EPD für die Pflegeheime? Ist es in den Pflegeheimen einfach eine Frage der Zeit, bis eine IT-affinere Generation als heute die Verantwortung übernimmt – und bis eine Generation in die Heime kommt, die im Berufsleben die mobile IT-Kommunikation, die weltweite Vernetzung, den globalen Datentransfer bereits kennengelernt hat

und entsprechend weniger Berührungsängste hat? Das mag alles eine Rolle spielen für die Zukunft von eHealth in den Heimen und Institutionen. Doch «wie bei anderen neuen Technologien werden die effektiven Nutzen einerseits sowie die negativen Folgen und Kosten andererseits erst nach der Einführung definitiv beurteilt werden können. Dementsprechend sind weder ein blinder Optimismus noch ein übertriebener Pessimismus angebracht, wohl aber etwas mehr Mut, die Chancen von eHealth zu explorieren und im geeigneten Rahmen praktisch zu testen.» Das sagte vor zehn Jahren Peter M. Suter, damals Präsident der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften.

In der Schweiz wurde vor über zehn Jahren die erste eHealth-Strategie formuliert. Man wollte einst heute so weit sein, wie man vielleicht in zehn Jahren sein wird. Dannzumal wird man möglicherweise aber tatsächlich beurteilen können, wo Bedenken gerechtfertigt waren, wo aber die Digitalisierung nicht allein der Effizienz und der Ökonomie einen Dienst erwiesen, sondern dabei geholfen hat, dass den Menschen, die Pflege und Unterstützung nötig haben, diese Pflege und Unterstützung weiterhin mit menschlicher Anteilnahme zuteil wird. ●